

Horst Christian Bracht  
Galgenfrist



Horst Christian Bracht

# Galgenfrist

Historischer Limburg-Krimi

SOCIETÄTS  
VERLAG

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag  
© 2012 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Satz: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Umschlaggestaltung: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Umschlagabbildung: © ale\_rizzo - Fotolia.com  
Druck und Verarbeitung: freiburger graphische betriebe  
Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-942921-81-7

# Prolog

Polizeidirektor Senftleben hockte wutschnaubend in der leeren Amtsstube der Limburger Landmiliz. Der starrköpfige Mann um die fünfzig schlug seine geballte Faust auf den Eichentisch und schüttelte den Kopf. Am liebsten hätte er seine bittere Enttäuschung herausgeschrien. Er hatte den Täter zweifelsfrei überführt. Darin war er sich absolut sicher. Warum zögerte jener feige Richter, den Stab zu brechen und ihn dem Ruchlosen vor die Füße zu schleudern?

Vor fünf Monaten hatte der ehrwürdige Trierer Kurfürst höchstpersönlich den Koblenzer Polizeiobersten nach Limburg beordert, um einen sonderbaren Criminalfall aufzuklären. Schließlich hatte er den Malefikanten aufgespürt und vor den für schwere Criminaldelikte zuständigen Koblenzer Oberhof gebracht. Zunächst schien alles seinen gewohnten Gang zu gehen. Auf dem Richtertisch lag das entscheidende Corpus Delicti. Ein honoriger Professor der Theologie hatte zudem jeden Zweifel am schändlichen Motivum des Delinquenten ausgeräumt. Für den Kommissar war der Fall abgeschlossen. Er hatte seine Arbeit mit der gebotenen Gewissenhaftigkeit durchgeführt und geliefert, was man von einem pflichtbewussten Ermittler erwartete.

Und dann das!

Der eigenwillige Richter hatte zur Verwunderung selbst der Schöffen das Verhör abgebrochen und Senftleben aufgefordert, die entlastende Aussage des verruchten Mörders zu überprüfen. Der verdammte Kerl wollte sich doch nur herausreden, um seinen Kopf zu retten. Nun sollte der Kommissar doch tatsächlich dem Schurken ein Alibi verschaffen! Unfassbar! Seit wann schenkte die Justiz einer noch so dubiosen Schutzbehauptung des Beschuldigten Gehör, wenn doch ausreichende Schuldbeweise vorlagen? Das ging zu weit! Nein und nochmals nein. Nicht mit ihm, zürnte Senftleben. Er hatte den Mörder ermit-

telt. Ein handfestes Beweisstück und ein eindeutiger Beweggrund sollten für eine Verurteilung ausreichen. Punktum. Notfalls konnte das Gericht das Geständnis durch Folter erzwingen. Sollte der Verbrecher doch die Beinschrauben spüren. Sollten doch seine Gelenke auf der Streckbank herauspringen. Nur zu!

Dennoch konnte sich Senfleben der richterlichen Anordnung nicht widersetzen. Er sah sich gezwungen, noch einmal nach Limburg zu reisen. Reine Zeitverschwendung in seinen Augen. Eine Zeit lang wartete er untätig ab. Halbherzig beauftragte er die Limburger Ordnungshüter, weitere Requisitionen anzustellen. Mit unverhohlener Schadenfreude stellte er bald fest: Sie traten auf der Stelle. Die plumpe Schutzbehauptung des Angeklagten musste ergo erstunken und erlogen sein. Auch der allzu nachsichtige Richter musste das wohl oder übel akzeptieren. Nun war es an der Zeit, dem Koblenzer Oberhof das Ergebnis zu präsentieren: Er habe das Alibi des Angeklagten in der gebotenen Akribie geprüft. Seine Ermittlungen hätten keine neuen, entlastenden Erkenntnisse erbracht. Das Schicksal des Mörders war somit besiegelt. Der Henker konnte den Galgen richten.

Kurz entschlossen packte der Kommissar seine Sachen und machte sich auf den Weg zur Poststation am Limburger Hammertor. Doch an jenem verhängnisvollen Vormittag des 10. Juni anno 1783 zogen aus heiterem Himmel von Norden kommend schwere, drohende Rauchschwaden auf. Sie verdunkelten die aufziehende Sonne, bis nur noch eine matte, dunkelrote Scheibe von ihr blieb. Fassungslos rannten die Limburger auf die Straßen und blickten sorgenvoll den rotgrauen Wolken nach, die langsam, aber stetig die Stadt in ein diffuses, schattenloses Dämmerlicht und die Häuser in ein schmutziges Grau tauchten. Eine seltsame Stille setzte ein. Kein Hund schlug an, kein Vogel zwitscherte, keine Katze streunte und selbst die Ratten verkrochen sich in ihre Löcher. Es schien, als hätten die feinsinnigen Tiere das aufziehende Unheil gespürt. Limburg erstarnte in höllischer Furcht und lähmendem Schrecken. Zum Entsetzen aller

stieg den Menschen ein garstiger Schwefelgeruch in die Nase. Ein nach faulen Eiern riechender Gestank des Teufels. Die entgeisterten Limburger stürmten in panischer Angst scharenweise den Felsen hinauf zur Stiftskirche Sankt Georg in der Hoffnung, Antworten auf ihre bangen Fragen zu erhalten. Der Klerus werde sicher eine geistliche Deutung für das apokalyptische Ereignis parat haben.

Nur weg aus dieser garstig stinkenden, gottverlassenen und korrupten Stadt, fluchte Senfleben. Die Posthalterin Scherpf bedeutete ihm jedoch unwirsch, der Verkehr auf den Postkursen sei wegen der ungünstigen Witterung ausgesetzt. Die Höllenluft sei abträglich für die Pferde. Er solle abwarten, bis der Himmel wieder aufklare. So blieb dem Kommissar nichts anderes übrig, als seine Reise nach Koblenz zu verschieben. Er hatte Zeit. Der Delinquent war in sicherem Gewahrsam. Sollte dieser sich doch im Kerker über eine zusätzliche Galgenfrist freuen. Dem Henker könne er nicht mehr entinnen, frohlockte Senfleben. Er sollte sich zu früh gefreut haben.

Zurück in der öden Amtsstube rief er sich noch einmal die Ereignisse ins Gedächtnis zurück. Das Unheil hatte begonnen, als vor vier Jahren ein französischer Zimmermannsgeselle in Limburg aufgetaucht war ...

## Vier Jahre zuvor A.D. 1779

# 1

**D**er Zimmermeister Heinrich Lang konnte sich wahrhaft nicht über mangelnde Arbeit beklagen. Ein heftiges Aprilgewitter hatte über Limburg getobt und eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Ein gewaltiger Blitz war mit einem ohrenbetäubenden Knall zur neunten Abendstunde in den Vierungsturm der Stiftskirche Sankt Georg gefahren. Die eilig von der Sturmglocke herbeigerufenen Feuerläufer versuchten zu retten, was zu retten war. Vergebens. Bald erschien der ganze Turm wie eine brennende Fackel im dichten Nachtwolk und sprühte Funken bedrohlich über die Dächer der Stadt. Dank göttlicher Fügung drehte der Wind und trieb den Feuerzauber zur Lahn hin. Die Gefahr für die Stadt war zwar gebannt, aber die Flammen hatten nicht nur den Turm mit dem Wetterhahn zerstört, sondern auch den nördlichen Seitenturm und einen Teil des Kirchendachs. Der Schaden war erheblich.

Wie jeden Morgen stieg Meister Lang die Eulengasse zur Georgskirche hinauf. Die Zimmermannszunft hatte sich unter seiner Leitung einen geräumigen Arbeitsplatz vor der Kirche gesichert und nutzte diesen als Werkstatt. Hier sollte der Turm abgebunden, vorgefertigt und komplett aufgebaut werden. Später würden die sorgsam gekennzeichneten Einzelteile auf dem Kirchdach aufgeschlagen werden. Schon von Weitem hörte Lang die kräftige Stimme seines Gesellen Phillip, der seine Leute zur Vorsicht und Sorgfalt anhielt.

Akribisch beäugte Lang das Hobeln und Zuschneiden der Balken und Verstreben. Immer wieder prüfte er mit geschultem Auge die Maße und warf einen Blick auf den Bauplan, den er gemeinsam mit seinem tüchtigen Gesellen Phillip an zahllo-



sen Abenden bis tief in die Nacht entwickelt hatte. Seine größte Sorge galt der Statik der Holzkonstruktion. Schließlich hatten ihn die Stiftsherren eindringlich vor einer zu leichten Bauweise gewarnt, zumal der achteckige Spitzhelm wesentlich höher als der alte gebaut werden sollte. Ein schwieriges Unterfangen. Aber auf den Gesellen Phillip war Verlass. Kurz nach Ostern hatte der Wandergeselle an seine Tür geklopft, den breitrandigen Filzhut vom Kopf gezogen und um Arbeit gebeten. Zuvor hatte der Zimmermann streng nach den Zunftregeln die gerollte Krietasche abgelegt, das rote Tuch darüber ausgebreitet, den dicken, gewundenen Stenz unter dem Rock eingeknüpft und das Fell-eisen über die linke Schulter gelegt.

Phillip Grandjeau entstammte einer Winzerfamilie aus der Champagne. Als jüngster von vier Söhnen hatte er sich für den Beruf des Zimmermanns entschieden, in Reims seine Gesellenprüfung abgelegt und war danach auf die Walz gegangen. Er war auf dem Weg nach Coeln, wo er den weit über die Grenzen der Stadt bekannten Dom mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige besuchen wollte. Doch als er bei der Durchreise von dem eingestürzten Vierungsturm in Limburg hörte, erkannte er seine Chance. Hier würde er den ersehnten Meisterbrief erhalten und sich ein Denkmal setzen, sofern er an der Planung und dem Bau maßgeblich mitwirken konnte. Meister Lang gab ihm diese Chance. Hatte er doch sehr schnell Phillips handwerkliches Talent und vor allem dessen große Erfahrung erkannt, die Grandjeau in Frankreich bei zahlreichen Kirchenbauten erworben hatte. Der tüchtige, versierte Geselle kam ihm gerade recht. Denn zu Langs Verdruss hatte sich einer seiner Söhne entschieden, Naturwissenschaften zu studieren, und der andere frönte auf seine Kosten den schönen Künsten und war der Philosophie zugetan. Das väterliche Handwerk erkannten die Söhne nur der Einkünfte wegen an, die ihnen ein sorgenfreies Studentenleben garantierten.

Als Zuwanderer zahlte Grandjeau die geforderten sechs Reichstaler an die Stadtkasse und kaufte einen Ledereimer, so man ihn bei Feuersnöten brauchte. In der Regel mussten die

Gesellen lange auf eine Meisterstelle warten. Oft bis zum Tod des Meisters, wenn sie die Witwe heirateten und die vakante Meisterstelle erbten. Lang erfreute sich jedoch guter Gesundheit. Dennoch schienen die Voraussetzungen für Phillip günstig zu sein. Der Meister hatte ihm angeboten, sich bei der Zunft für ihn zu verwenden. Nach Abschluss der Turmarbeiten wollte er sich aufs Altenteil zurückziehen. So bot er dem französischen Gesellen an, sich entweder in sein Geschäft einzukaufen oder seine Tochter Adelheid zu ehelichen. Ein Blick in seinen schmalen Geldsäckel ließ Phillip nur eine Wahl: Er musste in den sauren Apfel beißen. Nicht, dass er einer Hochzeit grundsätzlich abgeneigt gewesen wäre, aber die dralle Adelheid war nicht gerade das Muster einer liebreizenden Prinzessin, die ihren Prinzen liebevoll und voller Sehnsucht anhimmelt. Sie war zwar jung und durchaus ansehnlich, putzte sich stets wie eine eitle, französische Hofdame heraus. Ihr herrisches, forderndes Wesen aber schreckte ihn ab. Unter Liebe hatte sich Phillip etwas anderes vorgestellt: zärtliche Zuneigung, inniges Verständnis und sehnsüchtige Blicke – dies gab es allerdings wohl nur in den Geschichten von Voltaire. Adelheid verstand sich als Preis für die Meisterstelle. Das ließ sie den Gesellen tagtäglich auf anstrengende Art und Weise spüren. Sie trieb ihn zur Arbeit an, als könne sie die Vermählung nicht erwarten. Phillip schluckte wortlos ihre Keifereien und Gemeinheiten hinunter. Wollte er über sie die Meisterstelle erben, konnte er sich keine Gefühlsduseleien leisten und so tröstete er sich mit der Binsenweisheit, das Eheweib werde mit der Geburt des ersten Kindes sanfter, werde ihr Wesen verändern. Indes, wohl war ihm nicht bei dem Gedanken, sie als sein Weib zu nehmen.

„Phillip, horch emol. Lass uns noch mal den Sternenträger prüfen. Ei, es wäre zu blamabel, wenn der Turm schief aufgesetzt würde“, riss ihn der Meister aus seinen Gedanken.

„Keine Sorge, Meister. Wir reißen die horizontale Lage der Fundamentbalken mit der Setzwaage *avec précision* auf. Den Turmaufbau kontrollieren wir mit dem Senklot.“

„Sind wir auch nicht im Verzug? Der Dechant Alberich Joseph Dornuff hat mich schon ermahnt, mit den Arbeiten auf dem Dach zu beginnen. Dem kann es nicht schnell genug gehen.“

„In zwei Wochen können wir den Turm auf dem Kirchengdach aufschlagen. Unsere Zunftgenossen haben das Gerüst schneller als geplant aufgebaut. Alles geht *dans la bonne direction* ... *Merde*, verdammt noch mal, passt auf! Wenn ihr die Stämme auf den Böcken nicht mit Keilen sichert, kommt noch jemand zu Schaden.“ Der Geselle hatte seine Augen überall. Ihm entging keine Nachlässigkeit, er drohte sogar Prügel zur Strafe an und das sagte er nicht ohne Grund. In seiner Zimmermannstracht steckte eine griffbereite Rute. Dem Meister war es recht:

„Phillip, wenn du das Fluchen schon nicht lassen kannst, dann pass wenigstens auf, dass dich kein Pfaffe hört. Sonst bist du ganz schnell hier oben verbannt.“

Die Kirchenguhr schlug zur achten Stunde. Alle Zimmerleute schauten gespannt auf den Burschen, dass er nun eile, das fällige Bier für das Frühstück zu holen. Der gestrenge Geselle gab dem jungen Gehilfen mit einem Kopfnicken ein Zeichen und drückte ihm wie jeden Morgen ein paar Münzen in die Hand. Sogleich sauste er die Treppe hinunter zur Böhmergasse, um im Gasthaus ‚Roter Hirsch‘ zwei Kannen gewürztes Bier zu kaufen. Das Schälen, die Axtschläge und das Sägen verstummten. Die Arbeiter setzten sich auf einen Holzstapel, wischten sich den Schweiß von der Stirn und schielten mit ihren Keramikbechern in der Hand nach der fälligen Erfrischung. Ihre Kehlen waren in der aufziehenden Sommerhitze ausgetrocknet. Doch anstelle des sehnsüchtig erwarteten Gehilfen stapften zwei Landsknechte die Eulengasse herauf und steuerten mit strengem Gesichtsausdruck geradewegs auf den Gesellen Phillip zu.

„Geselle Phillip Granschau?“

„*Oui*, was wollt ihr von mir?“

„Ei, der Stadthauptmann Bogner schickt uns. Wir sollen dich zur Schießübung abholen.“

„Bestellt eurem Hauptmann, der Geselle ist unabkömmlich. Wir haben eine für die Stadt wichtige Arbeit zu erledigen. Jede Stunde zählt. Ich kann ihn nicht entbehren“, erwiderte Meister Lang schroff und machte eine abweisende Handbewegung, sie sollten gefälligst wieder verschwinden.

„Seid Ihr der Maschores? Wir haben ein Schreiben für Euch.“  
Missvergnügt nahm Lang den Brief entgegen und las:

*Gemäß der Verordnung des Stadtrats ist jeder taugliche Mann über zwanzig Jahren verpflichtet, zwölf Jahre in der Landmiliz zu dienen. Ausgenommen sind nur Staatsbeamte, Geistliche, Juden, Schultheißen und eine Reihe unehrlicher Berufe. Durch jährliche Zahlung eines Guldens können sich die betreffenden Personen loskaufen. Jedoch sind alle zünftigen Limburger Gesellen ohne Ausnahme zum Exerzierdienst verpflichtet. Die Meister sind angehalten, die Gesellen zu diesem Behuf freizustellen. Die Schießübungen überwacht der Stadthauptmann. Er legt die Zeiten des Waffendrills fest. Nur bei Krankheit ist ein Dispens geduldet. Sollte ein Geselle den Dienst verweigern oder wiederholt fernbleiben, drohen ihm eine peinliche Strafe und eine einwöchige Kerkerhaft. Der Geselle Phillip G. hat bereits zwei Schießübungen versäumt. Wir befehlen ihm, unverzüglich zum Dienst zu erscheinen, andernfalls sind die Stadtsoldaten angehalten, ihn sofort in Arrest zu nehmen.  
Kaspar Bogner, Stadthauptmann*

Der Meister zog seinen Gesellen mit dem Brief in der Hand zur Seite.

„Phillip, hast du davon gewusst?“

„Naturellement. In meiner Heimat bin ich bewusst dem Militärdienst entwichen. Das Schießen ist mir ein Gräuel. Und ich werde niemals auf meine französischen Landsleute feuern, sollte es wieder zu einem Krieg kommen.“

„Aber wenn du da nicht erscheinst, wirst du ziemlichen Ärger bekommen.“ An die Landsknechte gerichtet fragte er: „Ist viel Betrieb im Schießgraben?“

„Ei, um diese Zeit ist kein großer Andrang. Der Schütze kann nach fünf Schüssen wieder gehen.“

Im Schießgraben hinter der berühmten Rosengasse hatten sich tatsächlich nur wenige Männer zum Exerzierdienst eingefunden. Der dickbäuchige, einen Kopf kleinere Stadthauptmann Kaspar Bogner herrschte Phillip zur Begrüßung mit einer Branntweinfahne an.

„Ei, da ist ja unser Franzos. Wie dann? Hat es sich der Driggeberjer doch noch überlegt? Er hat wohl Angst vor der peinlichen Strafe? Seid gewiss, ich hätte Euch heute in den Katzenturm an den Stock legen lassen wie einen hundsgemeinen Schurken. Wagt es nicht, noch einmal zu schwänzen, sonst werdet Ihr meine Peitsche spüren!“

Phillip wurde mit einem Schlag bewusst, dass er in dem harschen, gnadenlosen Stadthauptmann keinen Freund gefunden hatte. Er taxierte den grobschlächtigen Haudegen mit dem wettergegerbten Gesicht auf fünfzig. Ein grauschwarzer Rauschebart zierte sein zerfurchtes, griesgrämig dreinschauendes Antlitz. Mit sichtlicher Abscheu nahm Phillip ein Steinschlossgewehr entgegen und ließ sich von einem Stadtsoldaten die Handhabung erklären.

„Beim Abzug schnellst der Hahn mit dem Feuerstein auf die Batterie, erzeugt Funken, die dann das Feuerkraut in der Pfanne anfachen. Durch das Zündloch wird die Treibladung gezündet und der Schuss geht ab. Habt Ihr das verstanden?“

Phillip nickte brav, obwohl er nur mit halbem Ohr zugehört hatte. Zögerlich folgte er den Anweisungen, stellte sich breitbeinig hin und visierte das Ziel an der Stadtmauer an. Beim Befehl des Stadthauptmannes „Feuer frei!“ rührte er keinen Finger. Wie gebannt schaute er auf das Ziel, ein auf die Mauer gemalter Mensch. „Feuer frei!“, schrie der Hauptmann erneut, dass es einem angst und bange werden konnte. Doch Phillip schoss nicht. Der hinter ihm stehende Hauptmann griff seinen Ochsenziemer und drosch auf Phillips Rücken ein. Vor Schreck

krümmte der Geschundene den Finger am Abzug. Der Schuss löste sich, verfehlte das Ziel. Die Kugel sauste über die Mauer hinweg. Phillip fiel rückwärts auf den Hosenboden und spürte einen stechenden Schmerz in seiner rechten Schulter. Als er sich mit peinerfülltem Gesicht aufraffte und seine Schulter massierte, erntete er hämisches Gelächter. Man hatte ihn bewusst nicht darauf hingewiesen, den Kolben fest an die Schulter zu drücken, um den gewaltigen Rückschlag aufzufangen.

„Ei, es geht doch, du Schlabbesack. Bisher habe ich aus jedem Lumpen einen brauchbaren Schützen gemacht. Ich werde dich mit der Peitsche so lange malträtieren, bis du freiwillig schießt. Verstanden, du Hannebambel? Gewehr laden!“

Phillip gehorchte. Wenn der Hauptmann zum Du und der Peitsche wechselte, stuft er ihn zu einem nichtsnutzigen Kretin herunter. Diese Demütigung wollte er nicht noch einmal erdulden. Ingeheim schwor er, es dem Stadthauptmann später heimzuzahlen. Von einem solch aufgeblasenen Menschenschinder ließe er sich nicht vorführen.

Nicht von ungefähr scharwenzelten um die Mittagszeit fein herausgeputzte Jungfern in weißen Linnenkleidern und einem Strohhut auf dem Kopf an der Stiftskirche herum. Ziel war nicht das Gotteshaus. Vielmehr wollten sie die jungen, kräftigen Zimmerburschen von ihrer Arbeit ablenken und manch einem schöne Augen machen. Besonderen Gefallen fanden sie an dem schmucken, drahtigen Gesellen in seiner schwarzen, samtene Manchestertracht mit dem breiten Schlag an den Hosenbeinen und der ausgeschnittenen Weste mit den Perlmutterknöpfen. Dazu hatte er ein schmales, rotes Krawattenband umgebunden und den Schlapphut aus Filz auf dem Kopf, den die Zimmerleute „Obermann“ nannten. Phillip hatte die Ärmel seines weißen, kragenlosen Hemds hochgekremgelt. Die muskulösen Arme setzten alle Mädchen in helle Verückung. Mit seinem langen, wallenden, schwarzen Haar erinnerte er an den Christuskopf auf den Heiligenbildern in der Kirche. Das war sicher kein

Zufall. Die Herrgottsmaler porträtierten den Zimmermann aus Nazareth so, wie sie die Zimmerleute zu ihrer Zeit kannten.

„Schäkerst du wieder mit den Mädchen, Phillip?“, fuhr ihn Adelheid im besten Sonntagskleid mit Reifrock und einem Sonnenschirm in der Hand verärgert an. Sie wusste um die täglichen Besuche der halbwüchsigen Jungfern und war meist sofort zur Stelle. Phillip schmunzelte nur und enthielt sich jeden Kommentars.

„Kümmer dich lieber um die Arbeit. Es geht nicht schnell genug voran. Ich sehe keinen Fortschritt. Noch immer werkelt ihr an den Stämmen. Wann beginnt ihr endlich mit dem Turmaufbau? Du weißt, was davon abhängt. Ich warne dich, lange warte ich nicht mehr. Oder willst du nicht Meister werden?“

Phillip sah sie an, als blicke er durch sie hindurch. Dann zwinkerte er frech zu den Mädchen hinüber. Etwas abseits stand eine schüchterne Maid, größer und älter als die anderen Mädchen, dünn und flachbrüstig, in einem schlichten, blauen Leinenkleid mit einer weißen Schürze. Sie war weitaus hübscher und vielleicht auch etwas jünger als die affektierte Adelheid und beteiligte sich nicht an den lockenden Sprüchen der kessen Mädchen. Sie stach ihm sofort in die Augen.

„*Comment tu t'appelles?*“, rief er ihr zu. Sie hauchte ein „Johanna“ zurück.

„Also, das ist doch die Höhe! Verschwinde, du unverschämte Bix. Der Geselle ist mir versprochen. Phillip, mach nur weiter so. Dann kannst du die Meisterstelle in den Wind schreiben“, fauchte sie mit feurigen Augen.

Phillip ließ sie stehen und wandte sich seinem Plan zu, um die nächsten Schnittmaße festzulegen. Aus den Augenwinkeln blinzelte er zur schmunzelnden Johanna hinüber und verspürte dabei ein ungewöhnliches Kribbeln im Bauch. Diese warmherzigen, schwarzen Augen, die kastanienfarbigen Haarzöpfe, welche aus ihrer Haube hervorschauten, dieses schüchterne Lächeln gruben sich tief in seine Seele ein. Mutig zwinkerte er ihr zu und erhielt ein scheues Winken zurück.